



Im Reich der digitalen Mitte: Szene aus Pat To Yans Dystopie „Eine posthumane Geschichte“, uraufgeführt in Frankfurt

Foto Robert Schittko

Am Hinterteil sollt ihr ihn erkennen

Grotesk und dystopisch: „Eine posthumane Geschichte“, vom Schauspiel Frankfurt filmisch uraufgeführt.

Es wird der Moment kommen, in dem der Mensch zum Auslaufmodell wird. Das wird dann der Fall sein, wenn sich autoritäre Regime und die Tech-Monopole zusammenschließen und mit Künstlicher Intelligenz und Gentechnik den Menschen ersetzbar machen. Und China ist das Land, in dem solche Tendenzen schon jetzt absehbar sind. So beschreibt es der Autor Pat To Yan, der sich in seiner Digitalisierungsdystopie „Eine posthumane Geschichte“ mit der Ethik in einer Welt von Cyborgs, Genmanipulation und Künstlicher Intelligenz auseinandersetzt. Jetzt hat Jessica Glaue im Rahmen des Festivals „Frankfurter Positionen“ die Uraufführung des Stücks am Schauspiel Frankfurt in Szene gesetzt.

Die Hauptfiguren Frank, gespielt von André Meyer, und seine Frau Jane, dargestellt von Agnes Kammerer, sind Sozialaufsteiger. Beide leben im „Land der Isolation“, einer Nation der Freiheit, der die Digitalisierung neue Wirtschaftszweige beschert hat. Frank spielt mit emotionslos-

sem Blick und unterkühlter Mimik als Drohnenpilot um Leben und Tod. „Aus dem Homeoffice“ kämpft er mit seinen Kampfflugzeugen gegen das Land „Mitte ohne Ende“, eine brutale kommunistische Diktatur, die Umerziehungslager betreibt und das Volk mit Überwachungstechnologie unterjocht. Als das Paar ein Kind bekommt, bombardiert Frank in der Aufregung versehentlich ein Umerziehungslager, das er eigentlich befreien sollte. Daraufhin erfüllt sich eine kantonesische Prophezeiung: „Wenn du etwas Schlimmes tust, kommt dein Sohn ohne Gesäß zur Welt.“

In Pat To Yans grotesker dystopischer Welt ist das jedoch kein Makel. Anders, so der Name des Kindes, erhält einen Cyberpo, der ein Eigenleben entwickelt. Das künstliche Gesäß beschert ihm eine sich rasend schnell entwickelnde Intelligenz, doch lässt es den Jungen im selben Tempo altern: „in einem halben Jahr um zehn Jahre“. Der Sohn, gespielt von Uwe Zerwer, ist ein Übermensch, der vergeistert. Um Anders vor dem baldigen Tod zu retten, begibt sich Frank in die Realität, das Kriegsgebiet. Er will die Folgen seiner Tat erfahren und um Vergebung bitten, während Jane in einer KI-Firma anheuert. Von da aus entwickeln sich vier Erzählstränge, von der Ethik der Gentechnik bis zum Menschsein in einer digitalen Diktatur.

Das Bühnenbild ist so „clean“ wie die Technologie, die Yan beschreibt. Weiße, skulptural angeordnete Neonröhren beschreiben die Protagonisten. Hologram-

me tauchen auf. Und wie bei einer Augmented-Reality-Brille werden Informationen eingeblendet. Alle Figuren bewegen sich roboterhaft und sind in Latexanzüge gekleidet. Manche Szenen sind wie Performances angelegt, etwa die Monologe des janusköpfigen „Mannes, der das Geisterkind füttert“, des Schreckensherrschers oder eine Diskussion zwischen Anders und einem Gentechniker über die Manipulation von Menschen. Man fühlt sich an Oskar Schlemmers „Triadisches Ballett“ erinnert. „Jeder will glücklich sein“ ist das Mantra in der schönen neuen Digitalwelt.

Yan skizziert ein Zeitalter, in dem Körper und Gedanken durch Algorithmen ersetzt werden. In Franks surrealer Odyssee durch den Krieg wird der Einfluss von Murakamis magischem Realismus deutlich, an dem Pat To Yan sich orientiert. Auch Elemente der chinesischen Literatur prägen die Inszenierung, wie die Rolle der Knochenfrau, einer Sagenfigur, die für Vergänglichkeit steht. Die Figur des „Mannes, der das Geisterkind füttert“ ist hingegen an den Politiker Junius Ho angelehnt, einen Hongkonger Apparatschik, der 2019 für den Angriff auf friedliche Demonstrationen durch Schlägertrupps verantwortlich war. Im Stück putscht er sich zum Vorsitzenden des Zentralkomitees und will mit Hilfe einer KI das Monopol über Geschichten erlangen, die das Volk manipulieren und damit seinen Machtanspruch sichern sollen. Ein Unternehmensein aus dem „Land der Isolation“ verkauft ihm diese Technologie. Yans Zu-

kunftsvision ist voller Anspielungen und skurrilem Galgenhumor. Der finale Kampf zwischen Gut und Böse wird als „Yu-Gi-Oh“-Kartenspiel inszeniert. Das ausgehungerte Volk bettelt um „Bubble Tea und Shopping Malls“.

Ein scharfer Blick für die Heuchelei und Ungerechtigkeiten der Digitalmoderne haben Yan zu einem der gefragtesten Theaterautoren Asiens werden lassen. Seine „Kurze Chronik des künftigen Chinas“ wurde 2016 als erstes Theaterstück aus China zum Berliner Stückemarkt eingeladen. Der 1975 geborene Hongkonger erlebte die Umbrüche der Millionenmetropole und die autoritären Tendenzen an eigenen Leib: Am Wochenende beteiligte er sich an den Protesten gegen die autokratische Stadtverwaltung, unter der Woche schrieb er in einer Bibliothek an seinem Stück. Seine Enttäuschung über die Machtlosigkeit der Demokratiebewegung schilderte er mehrfach in Interviews.

Auch die Frankfurter Inszenierung legt einen wenig hoffnungsvollen Schluss nahe: Das Rad der Transformation lässt sich nicht mehr zurückdrehen. Künstliche Intelligenz wird unser Leben prägen, es ist nur die Frage, wie ethisch damit umgegangen werden kann. Yans Parabel macht vor allem eins deutlich: Das chinesische Modell, die Verknüpfung von Autoritarismus und technischer Entmenslichung, ist ein denkbar schlechter Weg. KEVIN HANSCHKE

Bis 31. Mai auf dem Digital-Kanal des Schauspiels Frankfurt verfügbar.

Nur schlechtgeredet?

Wer in Haiti „vermeintliches Elend“ ausmacht, ist ideologisch verblendet / Von Hans Christoph Buch

Es gehört ein gerüttelt Maß an Chuzpe, Faktenleugnung oder Realitätsverkenneung zu der Behauptung, Haiti wäre ein Land wie jedes andere, das von negativ voreingenommenen Reportern schlechtgeredet würde – so Johanna Nuber am 30. März in der „Zeit“, weil nicht sein kann, was nicht sein darf: ein aus einem Spartacus-Aufstand hervorgegangener Staat, die erste schwarze Republik der Welt, in der Kolonialsklaven aus eigener Kraft ihre Freiheit und Unabhängigkeit erkämpften.

Abgesehen davon, dass das Narrativ so nicht ganz stimmt, denn England und Spanien unterstützten den Sklavenaufstand, um dem revolutionären Frankreich zu schaden, mit Waffen und Geld – abgesehen davon ist der Autorin zuzustimmen, wenn sie betont, dass es in Haiti, dem Armenhaus Amerikas, einen normalen Alltag mit lachenden Kindern in Schuluniformen gibt, die morgens die Straßen bevölkern. Dass die Schüler riskieren, geknackt und ermordet zu werden, wenn ihre Eltern, meist alleinerziehende Mütter, das geforderte Lösegeld nicht aufbringen, bleibt in Nubers Text außen vor.

Jeder Besucher des Landes kennt den würgenden Kontrast zwischen der Schönheit und Würde der Menschen, dem Improvisationstalent der Haitianer und der Kreativität, mit der sie politische Desaster und Naturkatastrophen in einem kaum noch lebbarer Alltag meistern. Ich weiß aus leidgeprüfter Erfahrung – Haiti ist meine zweite Heimat, meine Großeltern lebten und starben dort –, was es heißt, den Hiobsbotschaften neue hinzuzufügen zu müssen: Erdbeben, Hurrikane, Aids, und zur von Blauhelmsoldaten eingeschleppten Cholera kommt die Pest einer korrupten Regierung, die sich am Elend des Volkes bereichert und weder das Leben noch die Gesundheit der Menschen schützt – ganz zu schweigen von Mindeststandards der Ökologie. Nur Corona hat Haiti bisher verschont, ein kleines Wunder, vielleicht bedingt durch die Altersstruktur, weil die Bevölkerungsmehrheit unter dreißig ist.

Doch der Bote ist nicht schuld an der Botschaft, und das Schöne Haiti klingt nachgerade zynisch angesichts der von Tag zu Tag sich beschleunigenden Abwärtstrends. Hierfür zwei Beispiele: Am 12. März wurden fünf Polizisten im Armenviertel Cité Dieu, einer Hochburg der Drogenkriminalität, in einen Hinterhalt gelockt und bestialisch massakriert. Die verstümmelten Leichen wurden gefilmt, aber nicht herausgerückt, nur ein gepanzertes Fahrzeug eroberte die Polizei zurück, aus deren Reihen ein Großteil der Waffen- und Drogenschmuggler sich rekrutiert. Und am 24. März wurde südlich

von Port-au-Prince, in Mariani, eine Mutter von fünf Kindern vor den Augen ihres Mannes mehrfach vergewaltigt und zur Beschaffung des Lösegelds auf die Straße gesetzt. Als sie den Kidnappern statt der geforderten 250 000 nur 50 000 Dollar übergab, erschossen diese ihren Mann und ließen die physisch und psychisch gebrochene Frau allein mit den Kindern zurück.

Weil zu den Entführungsoffern auch Bürger der Dominikanischen Republik gehören, kündigte deren Präsident Luis Abenader an, nach dem Vorbild Donald Trumps quer durch Hispaniola eine Mauer zu bauen, um Haitianer am Überschreiten der Grenze zu hindern. Haitis von der Zivilgesellschaft und Opposition nicht anerkannter Staatschef Jovenel Moïse, der unter Bruch der Verfassung per Dekret regiert, bat die Organisation amerikanischer Staaten um militärisches Eingreifen, und auf einer Sitzung des Weltrechtsrats kündigte Russland an, Haiti helfen zu wollen – was immer das heißen soll.

Die Kehrseite der materiellen Armut ist der kulturelle Reichtum Haitis in Tanz und Musik, Malerei und Literatur, auf die Johanna Nuber zu Recht verweist. Aber es ist billig, dem französischen Kulturinstitut, einer unter schwierigsten Bedingungen funktionierenden Einrichtung, die nicht bloß die Frankophonie, sondern auch die kreolische Sprache fördert, Eurozentrismus vorzuwerfen. Auch Fokal, eine von der Autorin gelobte Kulturplattform, ist nicht „nati/natal“, wie man in Haiti sagt, sondern wird von der Soros-Stiftung finanziert.

Wie ernst die Lage ist, zeigt sich daran, dass Exil-Haitianer aus Miami oder Montreal, deren Geldtransfers, mehr als jedwede Entwicklungshilfe, den Familien das Überleben ermöglichen, nicht mehr wie früher in ihre Heimat zurückkehren, weil der Aufenthalt dort zu gefährlich ist. Nicht bloß Boat People aus Haiti, die von der nordamerikanischen Küstenwache aufgegriffen, in Guantánamo interniert und nach Ablehnung der Asylanträge zurückgeschickt werden, alle wollen weg von hier, so schnell wie möglich und egal wohin, auf die Bahamas, nach Brasilien oder nach Chile. Unter diesen Umständen vom „vermeintlichen Elend“ zu sprechen, an dem der „westliche Blick“ schuld sein soll, zeugt von ideologischer Verblendung oder, schlimmer noch, von umgekehrtem Rassismus, der böse weiße Männer für alle Übel der Welt verantwortlich macht.

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller und hat lange in Haiti gelebt. Zuletzt erschien sein Roman „Robinsons Rückkehr – Die sieben Leben des H. C. Buch“ (Frankfurter Verlagsanstalt).

Ein Virologe wird getilgt

Die grassierende Furcht vor „Impfschäden“ war eine gesellschaftliche Nebenwirkung der Polioepidemien, die während der fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts mehrfach zur Überlastung der Intensivstationen führten. Als Pionier der Schluckimpfung in der Bundesrepublik Deutschland erlangte der Hamburger Mediziner Heinrich Pette Prominenz auch in der größeren Öffentlichkeit. In Pettes Todesjahr 1964 wurde das von ihm an der Hamburger Universität begründete Institut zur Erforschung der spinalen Kinderlähmung in Heinrich-Pette-Institut für Experimentelle Virologie und Immunologie umbenannt. Die Hervorhebung der Virologie trug der gesellschaftspolitischen Bedeutung von Pettes Forschungen Rechnung – rein sachlich gesehen hätte „ein Pette-Institut auch ein neurologisches sein können“. Diese Beobachtung findet sich in einem Gutachten über Pettes Biogra-

Sein Interesse am Außerweltlichen

Über die unbekanntere Seite des Herzogs von Edinburgh / Von Gina Thomas, London

Prince Charles gilt gemeinhin als der Intellektuelle in einer Familie, die sich nicht gerade durch geistige Interessen hervorragen hat. Die Korrespondenz seines Vaters mit Michael Mann, dem 2012 verstorbenen Dekan von Windsor, bewegt sich jedoch auf einer ganz anderen Ebene als das gutgemeinte Nachdenken des Sohnes über Umweltliche und spirituelle Fragen.

In dem 1984 veröffentlichten Briefwechsel des Herzogs von Edinburgh mit dem Geistlichen bietet ein Vortrag des britischen Astronomen Fred Hoyle über dessen unorthodoxe These der kosmischen Abstammung Anlass zu einem Austausch über Glauben, Evolution und Moral. Wie der anglikanische Bischof Launcelot Fleming in seinem Vorwort anmerkt, offenbaren diese Briefe den kritischen Geist und das tiefe Interesse des Prinzegebilds an naturwissenschaftlichen und geistlichen Fragen.

Davon zeugt freilich auch St George's House, das bereits in den sechziger Jahren von Prinz Philip und dem damaligen Dekan von Windsor ins Leben gerufene Konferenzzentrum auf dem Anwesen der königlichen Burg. Dort gilt es, dem Motto gemäß, den Wandel zum Besseren in der Gesellschaft mittels der durch den Dialog geförderten Pflege der Weisheit herbeizuführen.

Diese Seite von Prinz Philips Persönlichkeit hat wenig Beachtung gefunden. Die Fernsehserie „The Crown“ spielt zwar darauf an, wenn die spleenige Obsession des Prinzen mit der Mondlandung als Midlife-Crisis banalisiert wird. Diese Verzerrung seiner Neugier über die Möglichkeiten der Erforschung des Weltraums und für das Außerweltliche bestätigt den Verdacht, den Prinz Philip gegenüber einem Bekannten äußerte: dass die Presse ihn für völlig überge-



Prinz Philip (1921 bis 2021)

Foto Ralph Heimans/Buckingham Palace/AFP

schnappt erklären würde, wenn er anfinge, über Religion zu sprechen. Im Allgemeinen bewunderten seine Anhänger die Diskretion, die Würde und die Loyalität, mit der er seine Rolle an der Seite der Monarchin erfüllte, während seine Kritiker sich gern auf die Reizbarkeit, die oft die Grenze zur Unhöflichkeit überschreitende Direktheit und die vielen Patzer kaprizierten, mit denen er im Laufe der Jahre Gelächter und Empörung in gleichem Maße hervorgerufen hat. Sie sind so hoch an Zahl, dass sie ganze Witzbücher füllen.

Vor vielen Jahren hat Prinz Philip im Kreise von Journalisten einmal gefrotzelt, wie dumm es sei, dass der Ruf be-

harrlicher an einem hänge als die Wahrheit. Wenn jemand in der Runde ihm raten könne, wie er seinen Ruf verbessern, oder ihm erklären könne, wie er diesen Ruf verdient habe, wäre er mehr als dankbar. Es war ein seltener Moment der persönlichen Entlarvung im Leben eines Mannes, der früh gelernt hat, sich ein dickes Fell zuzulegen, und sich trotz seiner starken Persönlichkeit nie in den Vordergrund gedrängt hat.

Die eigene Fähigkeit, die Schicksalsschläge einer schweren Kindheit und Jugend wegzustecken, liegt wohl auch dem Unverständnis für die Wehklagen seines ältesten Sohnes zugrunde. Wenn die Umstände es zugelassen hätten,

würde man Prinz Philip in einem Atemzug mit seinem Urgroßvater, Königin Viktorias Prinzegebild Albert von Sachsen-Coburg, nennen, mit dem ihn nicht nur die Faszination für Naturwissenschaft und Innovation verband. Beide hatten als Deutsche in England einen schweren Stand. Selbst seine Schwiegermutter sprach von ihm als „the Hun“. Beide nahmen die Aufgabe als Kanzler der Universität Cambridge engagiert wahr. Wie Prinz Albert wirkte Prinz Philip hinter den Kulissen auch als Modernisierer des Königshauses. Lange bevor es Mode wurde, beschäftigte er sich mit Umweltfragen und führte in der königlichen Landwirtschaft, die er in Windsor betreute, die neuesten Methoden ein.

Sein größtes Vermächtnis dürfte das Jugendprogramm sein, das seinen Namen trägt und Generationen von jungen Menschen zur Entwicklung von Eigenständigkeit und gemeinschaftlichem Denken motiviert hat, wie er es selbst vorlebte. Prinz Philips Bibliothek umfasst mehr als 13 000 Bände, mehr als sechshundert davon befassen sich mit Religion. Vor einigen Jahren brachte er im Palast ein Dokument in Umlauf, in dem er die Bedeutung des christlichen Glaubens für die heutige Welt formuliert hatte. Nach den Worten eines Höflings habe der Prinz in zehn Punkten zusammengefasst, „weshalb Christus für uns gestorben ist und warum wir Verantwortung für andere tragen“. Dieser Höfling rechnete sich nicht zu den Anhängern des Prinzegebilds und behauptete von sich, nicht leicht gerührt zu sein. Doch er gestand, dass ihn diese Worte zutiefst bewegt hätten.

Prinz Philip hat Gefühlseligkeit stets verabscheut. Sie wird mit der Zäsur, die sein Tod bedeutet, bei vielen Briten nicht zu vermeiden sein.

KOLLER



Anthony van Dyck. Der heilige Hieronymus in der Wildnis. Verkauft für € 2,2 Mio.

Für unsere kommenden Auktionen nehmen wir Einlieferungen gerne entgegen.

Düsseldorf: Tel. +49 211 30 14 36 38 | duesseldorf@kollerauktionen.com
München: Tel. +49 89 22 802 766 | muenchen@kollerauktionen.com
Zürich: Tel. +41 44 445 63 63 | office@kollerauktionen.com